

"Doing Gender" im Treppenhaus. Frau#Sein im staatssozialistischen Rumänien und danach

Stöxen, Jana

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stöxen, J. (2022). "Doing Gender" im Treppenhaus. Frau#Sein im staatssozialistischen Rumänien und danach. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 15, 317-336. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-20396>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

›DOING GENDER‹ IM TREPPENHAUS. FRAU-SEIN IM STAATSSOZIALISTISCHEN RUMÄNIEN UND DANACH¹

Jana Sföxen

Brüder, Genossen, Parteigänger – zur Sonne, zur Freiheit.² Die politische Strömung des Sozialismus war nicht nur in Rumänien, aber unter anderem dort, weitestgehend männlich kodiert und erhob gleichzeitig den Anspruch, alle Geschlechter in ihren politischen und sozialen Bestrebungen nach Gleichheit, Solidarität und Emanzipation mit einzubeziehen. Das Konzept des Sozialismus ist primär eine Klassentheorie der Egalität, jedoch auch geschlechtlich kodiert – gab dies aber nur äußerst ungern zu.³ Bereits 1844 stellte der Philosoph und Historiker Friedrich Engels (1820–1895) als Vordenker des Sozialismus fest, dass »[der Mann] in der Familie der Bourgeois [ist und] die Frau das Proletariat [repräsentiert]«. ⁴ Ungleichheit stellt er hier im bekannten Maß der Klassengesellschaft anhand geschlechtlich differenzierter Gruppen dar. Das Zugestehen von Individualität bleibt dabei insgesamt aus. Insbesondere für die weiblichen Mitglieder der Bevölkerung ist der Standpunkt hier nicht nur ein nachgeordneter – ihnen fehlt es als Angehörige einer Arbeiter:innenklasse auf Basis ihres Geschlechts auch an freien, demokratischen Entfaltungsmöglichkeiten als Bürgerinnen. Dabei müssten sie doch – entsprechend der emanzipatorischen Haltung des politischen Systems – primäre Zielgruppe sozialistischer Bemühungen sein. Neben den Proletariern sollten schließlich nun die vielfach in der männlichen Bezeichnung mit eingeschlossenen Proletarierinnen verstärkt beach-

-
- 1 Der vorliegende Beitrag basiert auf Teilen meiner im Winter 2020 in Bukarest entstandenen Masterarbeit. Das in dieser Mikrostudie behandelte Bild von Geschlecht beruht auf den Positionen des 20. Jahrhunderts, insbesondere jenen im Rahmen des Sozialismus in Mittel- und Osteuropa. Dabei ist zu berücksichtigen, dass bestimmte körperliche Merkmale fest mit einer geschlechtlichen Zuordnung verknüpft werden, ohne die Konstruiertheit von Geschlecht kritisch zu hinterfragen. Auch fehlen die Erfahrungen von Menschen außerhalb der Geschlechterbinarität, sodass ich im Folgenden bewusst nur von cisgeschlechtlichen Frauen und Männern sprechen kann. Zudem sind entsprechende Äußerungen meiner Gesprächspartner:innen vor diesem cisheteronormativen Hintergrund zu verstehen, der das biologische ›Faktum‹ mit der sozialen Zugehörigkeit gleichsetzt. Die Masterarbeit wurde mit dem Regensburger Preis für herausragende Abschlussarbeiten im Bereich Regionalwissenschaften des *CITAS* sowie dem Abschlussarbeitspreis des *Schroubek-Fonds Östliches Europa* ausgezeichnet.
 - 2 Vgl. *Eckhard John*: Brüder zur Sonne, zur Freiheit. Die unerhörte Geschichte eines Revolutionsliedes. Berlin 2018.
 - 3 Vgl. *Klaus Steinitz*: Das Scheitern des Realsozialismus. Schlussfolgerungen für die Linke im 21. Jahrhundert. Hamburg 2007.
 - 4 *Friedrich Engels*: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Hottingen 1884, S. 75.

tet und eingebunden werden. Engels resümiert seinen Absatz mit einer Zukunftsaussicht, die als entsprechende Absichtserklärung der sozialistischen Gemeinschaftsbildung und mithin auch Vereinnahmung von Frauen dafür gelesen werden kann: »Es wird sich dann zeigen, daß [sic!] die Befreiung der Frau zur ersten Vorbedingung hat die Wiedereinführung des ganzen weiblichen Geschlechts in die öffentliche Industrie, und daß [sic!] dies wieder erfordert die Beseitigung der Eigenschaft der Einzelfamilie als wirtschaftlicher Einheit der Gesellschaft.«⁵

Seinem Ansatz mag ein emanzipatorischer Kern zwar zugrunde liegen, er spricht jedoch offenbar in erster Linie ›über‹ die Frau – womöglich auch über sie hinweg. Literarische Versuche einer Frau, über Frauen, ihre Positionen und ihre Zukunft zu schreiben, unternimmt hingegen die Schriftstellerin Virginia Woolf (1882–1941). Wenngleich sie damit zwar feministische Positionen bezieht, ist ihre bürgerlich-intellektuelle Herkunft, die sie neben den Kenntnissen der englischen Gesellschaft in der Industriemoderne mit Friedrich Engels teilt, steter Hintergrund ihrer Schriften. Neben ihrem Diktum, dass Frauen Räume bräuchten, um sich zu entfalten, hat sie – für ihre Zeit im Jahr 1929 – durchaus noch utopische Positionen:

»Moreover, in a hundred years, I thought [...] women will have ceased to be the protected sex. Logically they will take part in all the activities and exertions that were once denied them. The nursemaid will heave coal. The shopwoman will drive an engine. All assumptions founded on the facts observed when women were the protected sex will have disappeared [...]. Remove that protection, expose them to the same exertions and activities [...]. Anything may happen when womanhood has ceased to be a protected occupation.«⁶

Die Geschlechterdichotomie aufzulösen, war Woolf ein besonderes Anliegen. Der Weg dahin führe über die Frauenemanzipation, während der sich Frauen zunächst von der Rolle des geschützten, womöglich infantilisierten oder aber idealisierten Wesens loslösen sollten. Sie mit zu viel Schutz zu bedenken, festige allein die Benachteiligung. Wer bei der Neuordnung jedoch den aktiven Part übernehmen sollte, ist bei ihr uneindeutig. 100 Jahre nach Woolfs Prognose, dass die Frauen den Männern beruflich in nichts mehr nachstehen werden, befänden wir uns im Jahr 2029. Bis dahin sind es dato noch sieben Jahre – die Qualifikation und auch die Arbeit mögen sich auf das Dichteste angenähert haben. Diskrepanzen bestehen jedoch weiter und drücken sich etwa in ungleicher Bezahlung bei gleichwertiger Tätigkeit, dem Gender Pay Gap, und sogenannten ›gläsernen Decken‹ aus, die unter anderem Frauen nicht gleichberechtigt aufsteigen lassen.

Neben der Fokussierung auf den Arbeitsmarkt war auch das Liebes- und Beziehungsleben ein Thema, zu dem sozialistische Vordenkerinnen wie die

5 Ebd., S. 76.

6 *Virginia Woolf: A Room of One's Own*. London 2004, S. 47.

Diplomatin Alexandra Michailowna Kollontai (1872–1952) eine entschieden feministische Position bezogen. Im Nachklang der Oktoberrevolution trat sie dafür ein, dass Paarbeziehungen ›kameradschaftlich‹ geführt werden und sich die erlangte Freiheit bis in das Liebesleben und die Intimsphäre erstrecken sollte.⁷ Ihre Schriften sind geprägt von Vorreiterinnenpositionen, die so erst wieder in den 1960er- und '70er-Jahren in Form von ›freier Liebe‹ und kommunistischem Gemeinwesen entdeckt wurden, jedoch auch dann noch beargwöhnte Beziehungsformen einer entschieden Minderheit waren. Das Intimleben als ein öffentlich kaum rezipiertes Thema ist damit eine schambehaftete Minderheiten- und Gegenposition zum Politischen, die erst in jüngerer Zeit wieder als ein Teil des ›turns‹ weg von vermeintlichen Geschlechternormen Thema gesellschaftlicher Auseinandersetzungen wird.

Stein gewordener Anspruch sozialistischer Lebensprojekte

Der private Haushalt als potenziell oppositionelles Gegenstück zur kontrollierbaren Öffentlichkeit sollte sich innerhalb von kommunistischen und sozialistischen Regimen endgültig erübrigen. Indem die weiblich konnotierten privaten Sphären der als männlich aufgefassten Öffentlichkeit gegenüberstanden, umfasste diese Agenda auch die geschlechtlich kodierten Rollenbilder beziehungsweise ihre Auflösung. Mit Blick auf die Einflüsse radikal kommunistischer Herrschaft schrieb Walter Benjamin (1892–1940) nach einem Moskaubesuch 1926/27 folgerichtig, dass der Bolschewismus das Privatleben abgeschafft habe.⁸ Sozialismus ist stets ein »etatistisches Konzept[: Die] Bevölkerung wird versorgt, es wird für sie gebaut, die Bevölkerung wird beplant«⁹. Der sozialistische Staat ist für ihre, zunächst aber für seine eigenen Belange »alleinige[r] Entwerfer, Gesetzgeber, Investor, Ausführender«.¹⁰ Im »single unified narrative«¹¹ der politisch linken Regime des 20. Jahrhunderts war alle Anstrengung teleologisch auf eine wohlstandssatte Gesellschaft, in der Gleichheit und Einheit herrschen, ausgerichtet. Diesem

7 Vgl. *Alexandra Kollontai*: Ein Weg dem geflügelten Eros! (zuerst 1923). In: Christiane Bauermeister/Helene Imendörfer/Krisztina Mánicke-Gyöngyösi (Hg.): *Alexandra Kollontai. Der weite Weg. Erzählungen, Aufsätze, Kommentare*. Frankfurt am Main 1979, S. 105–126, hier zitiert nach: *Ingrid Bauer/Christa Hämmerle/Gabriella Hauch* (Hg.): *Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen*. Wien 2005, S. 17.

8 Vgl. *Svetlana Boym*: *Common Places. Mythologies of Everyday Life in Russia*. Cambridge 1994, S. 13, Hervorhebung im Original.

9 *Ruth May*: Der öffentliche Raum: Eine sozialistische Interpretation in StalinStadt. In: Christoph Bernhardt/Gerhard Fehl/Gerd Kuhn/Ursula von Petz (Hg.): *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums*. Dortmund 2005, S. 183–198, hier S. 192.

10 *Stefan Ghenculescu*: Private Inseln. Öffentlich und privat im posttotalitären Osteuropa am Beispiel von Bukarest. In: Dietmar Eberle/Marie Antoinette Glaser (Hg.): *Wohnen – Im Wechselspiel zwischen öffentlich und privat*. Zürich 2009, S. 150–155, hier S. 151.

11 *Cristofer Scarboro*: Urbana. Socialist Humanism on Tour. Monuments, Public Spaces and Subjectivity in Haskovo, Bulgaria. In: Klaus Roth/Ulf Brunnhauer (Hg.): *Urban Life and Culture in Southeastern Europe. Anthropological and Historical Perspectives*. München 2006 (= *Ethnologia Balkanica*, Bd. 10), S. 77–90, hier S. 79.

kollektiven Anspruch folgend, war die Dichotomie ›privat/öffentlich‹ ohnehin überholt. Das Auflösen dieser gesellschaftlich-räumlichen Trennung war eine der priorisierten Aufgaben der Regime, die sich unter anderem in der Gestaltung des öffentlichen Raumes und im Wohnungsbau zahlreicher Länder Mittel- und Osteuropas niederschlug. Damit sollte auch in Rumänien kollektive Sinnstiftung staatlich vorangetrieben werden: Neben der Notwendigkeit einer ideologischen Basis war auch die Anpassung der Planung und Umsetzung von Bauvorhaben, unter anderem um der Wohnungsnot zu begegnen, eine Herausforderung an den Sozialismus. Aus Einrichtungen wie Schulen und Sportplätzen oder auch allgemein öffentlichen (Markt-)Plätzen wurden Zentren der Propaganda. Betriebe wurden der Plan(über)erfüllung verschrieben und Arbeit wurde in Form von Kunst als Symbol ideologischer, materialisierter und ästhetischer Überlegenheit interpretiert.¹² Der Wohnungsbau stellte daneben einen immensen Anspruch der Führung an sich selbst und das jeweilige Staatsvolk dar: Aus Einzelnen und Familien sollten Kollektive werden, die über das nachbarschaftliche Leben hinaus handelten und dachten. Sozialistische Architektur wurde daher »explicitly designed to construct a collective life«.¹³ Besonders die Wohnblöcke waren dabei Sinnbilder neuen, pragmatischen Bauens und Wohnens, verfügten sie doch über Einbauküchen, Müllschlucker, fließendes, auch warmes, Wasser sowie Elektrizität und zeichneten damit eine neue, bisher unbekannte Form von Modernität nach. Die Ideen des Sozialismus, die hier als Wohnräume gebaute »Zukunftsspiegel«¹⁴ der zu erwartenden Realität werden sollten, scheiterten nach und nach, beginnend in den 1970er- und 1980er-Jahren.¹⁵ Der »Charme der Utopie [...] wurde real existierend«¹⁶ und der ganzheitliche Ansatz, der das ideologische Fundament nicht nur schaffen, sondern es auch auf lange Sicht festigen sollte, konnte kaum mehr als eine reine Bedürfnisbefriedigung leisten: Die Menschen wohnten und waren in soziale, letztendlich jedoch staatliche Strukturen weitestgehend eingebunden. Neben dem solidarisierenden Effekt funktioniert die Nachbarschaft¹⁷ der in großer Zahl

12 Vgl. Ghenciulescu, wie Anm. 10, S. 151.

13 Caroline Humphrey: Ideology in Infrastructure. Architecture and Soviet Imagination. In: Royal Anthropological Institute. Journal of the Royal Anthropological Institute 11 (2005), S. 39–58, hier S. 42.

14 Margarita Harbova: Die architektonischen Zeichen des Sozialismus – Entpersönlichung, Entfremdung, Gigantomanie. In: Klaus Roth (Hg.): Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur. Wien 2005, S. 41–48, hier S. 41.

15 Vgl. Ivan Nikolov: Der Plattenbau – Realität ohne Illusion. In: Roth, wie Anm. 14, S. 33–40, hier S. 35.

16 Frank Betker: Der öffentliche Raum in der ›sozialistischen Stadt‹. Städtebau in der DDR zwischen Utopie und Alltag. In: Christoph Bernhardt u. a. (Hg.): Geschichte der Planung des öffentlichen Raums. Dortmund 2005, S. 153–164, hier S. 158.

17 Vgl. Jana Stöxen: Postsozialismus im Vorbeigehen: Eindrücke einer Feldforschung abseits der großen Straßen. In: Frictions, 8.4.2021. URL: <https://frictions.europeamerica.de/research-notes-stoexen-post-socialism-in-passing/> (Stand: 24.4.2022).

gebauten Wohnblöcke und die fehlende Distanz in allen Lebensbereichen auch als soziale Kontrollinstanz.

Was der Staat und seine Institutionen nicht direkt formten, fügte sich hier aus dem sozialen Zwang der Konventionen, die durchaus traditionellen Mustern aus dem Leben der in die Stadt umgesiedelten Dorfbewohner:innen entsprechen konnten. So entstand ein Nebeneinander aus staatlicher, öffentlicher Präsenz unter sozialistischem Anspruch und lebensweltlichen Verhaltensordnungen, das wenig Möglichkeit zur individuellen Abweichung ließ. Im Nahraum konnte dies durchaus auch aus konservativen, familienzentrierten Begründungen heraus wirken – insbesondere im Hinblick auf traditionelle Rollenbilder, die den Gleichheitsanspruch konterkarierten.

Die Eliten der sozialistischen Staaten unter anderem Südosteuropas strebten »Kultur statt Zivilisation, Gemeinschaft statt Gesellschaft«¹⁸ an, um sich ihren staatstragenden Volksapparat heranzuziehen. Trotz allen »Harmoniebestreben[s]«¹⁹, das Nicolae (1918–1989) und Elena (1916–1989) Ceaușescu als rumänisches Diktatorenehepaar besonders im Hinblick auf Jugend und Familien durchsetzen wollte, musste deutlich werden, wie rigide ihre subjektive Interpretation des »Sozialismus [...] die Regeln der Alltagskultur formuliert[e]«.²⁰ Für Rumänien bedeutete dies insbesondere ab den 1980er-Jahren, dass das neostalinistische System nicht nur alle Beziehungen der Menschen zueinander durch diejenigen zum Staat zu ersetzen suchte, sondern sich zudem tief in das Privatleben einfraß: Der Staat ergriff die öffentlichen Aufgaben, insbesondere die der Wohlfahrt und nahm damit auf viele alltägliche Lebensbereiche Einfluss. Frauen wurden (ihren) Männern ad hoc gleichgestellt, um der klaren Rollenverteilung der bürgerlichen Gesellschaft zu widersprechen und dadurch feudale Strukturen aufzulösen. Diese Gleichstellung war jedoch keine Förderung oder gar von Selbstermächtigung geprägt, sondern eine Uniformierung vorhandener Gegebenheiten und der Individuen darin, zugunsten des staatlichen, auf Nicolae Ceaușescu personalisierten Machterhalts.²¹

Diese wirkte sich besonders auf den Arbeitsmarkt aus, der ein staatlich gelenkter, gewissermaßen künstlicher, war: 1985 waren 42 Prozent der arbeitenden Bevölkerung in Rumänien Frauen. Allerdings waren sie branchenspezifisch verteilt: 80 Prozent der Arbeitskräfte in der Textilbranche waren Frauen, im männlich konnotierten Maschinenbausektor stellten sie allerdings nur 30 Prozent. Die geschlechtliche Kodierung der Berufe hatte sich trotz der angestrebten Parität und einer höheren Aufnahme in ›blue collar jobs‹ nicht aufgelöst. Frauen waren daneben auch in den ›white collar jobs‹

18 *May*, wie Anm. 9, S. 196.

19 *Ebd.*

20 *Gabriele Wolf*: ›Herrschaft‹ und ›Eigensinn‹. Zur Analyse der real-sozialistischen Lebenswelt. In: Roth, wie Anm. 14, S. 87–101, hier S. 92 f.

21 Vgl. *Nikolov*, wie Anm. 15, S. 39 f. und *Bodgan Suditu*: Bucureștiul în locuințe și locuitori: de la începuturi până mai ieri (1459–1989). Bukarest 2016.

vor allem im Care-Sektor in Gesundheits-, Pflege- und Bildungsberufen tätig und stellten dort zwischen 65 und 75 Prozent der Beschäftigten. Leitungspositionen waren jedoch für sie weiterhin rar gesät.²² Dass Frauen in Brotberufen arbeiteten und dennoch Familie hatten, wurde im Sozialismus zu einer Selbstverständlichkeit. Gut ausgebaute Einrichtungen der Kinderbetreuung sicherten dabei nicht nur die Möglichkeit von Vollarbeit, sondern unterstützten die staatlichen Ziele der Gleichstellung. Diese ›Emanzipation‹ von oben war keine Erfüllung, sondern eine Gruppendynamik, der sich niemand entziehen konnte.

Privatsache Frau-Sein?

Während im Frühkommunismus noch die im Sinne der Ideologie verpflichtenden Arbeitseinsätze für die Gemeinheit, die Preisstabilität und die Liberalisierung unter anderem der Sexualmoral und des Scheidungsrechts attraktive Züge waren, die die Aufwertung von Fleiß und Initiative versprachen, nahm der unter anderem wirtschaftlich bedingte Druck der Diktaturen gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und unter den Verschärfungen des Kalten Krieges enorm zu. Frauen litten unter diesen Wirkmächten in besonderer Art und Weise, da das System nach und nach ein Familienbild forcierte, das weitab liberalerer Tendenzen lag und gebärfähige Frauen vereinnahmte. Kinderlosigkeit galt nicht als Option.

Unter Ceaușescu wurde der Pronatalismus²³ Staatsraison: Jede Frau sollte Kinder für den Erhalt des Landes gebären. Reproduktion gleich Zucht – und sollte die staatliche Ordnung verfestigen.²⁴ Empfängnisverhütung erhielten Frauen von offizieller Seite erst nach dem fünften Kind und Abtreibungen waren ebenso verboten.²⁵

›Vater Staat‹ wurde in diesem Kontext zum paternalistischen Tyrannen: Der weibliche Körper stand als Reproduktionsinstrument im Fokus. Seine massive Verdinglichung führte sämtliche Emanzipationsanstrengungen ad absurdum. Dass Frauen unter propagandistischen Anstrengungen etwa als ›Mütter der Nation‹ gleichsam auf ideologische Podeste gehievt wurden, führt vor Augen, dass die Gleichstellung nur vordergründig war. Das Brechen der

22 Vgl. *Katherine Verdery*: *What Was Socialism and What Comes Next?* Princeton 1996, S. 67 sowie vgl. *Esther Kingston*: *Claiming Property: The Soviet-Era Private Plots as ›Women's Turf‹*. In: Lewis Siegelbaum (Hg.): *Borders of Socialism: Private Spheres of Soviet Russia*. New York 2006, S. 25–45, hier S. 37 f.

23 Vgl. *Susan Gal/Gail Kligman*: *The Politics of Gender after Socialism. A Comparative-Historical Essay*. Princeton 2000, S. 49.

24 Vgl. *Adriana Băban*: *Women's Sexuality and Reproductive Behavior in Post-Ceaușescu Romania. A Psychological Approach*. In: Susan Gal/Gail Kligman (Hg.): *Reproducing Gender. Politics, Publics, and Everyday Life after Socialism*. Princeton 2000, S. 225–255, hier S. 232.

25 Rigide Kontrollen und heimlich durchgeführte Abtreibungen mit häufig experimentellen Mitteln und entsprechenden gesundheitsschädlichen Folgen waren an der Tagesordnung, wurden aber verschwiegen, vgl. ebd. sowie *Gal/Kligman*, wie Anm. 23, S. 49.

Intimsphäre diente nicht nur der Abschaffung sozialer Klassen, sondern stellte sich auch als perfides Herrschaftsinstrument heraus, durch das der diktatorische Staat mittels der Aushöhlung des Privaten die Oberhand zu behalten versuchte. Unter diesem Druck sollte das ohnehin wacklige Gerüst des realen Sozialismus letzten Endes zusammenbrechen.

Sicherer Zwang versus unsichere Freiheit

Das auf Langfristigkeit angelegte System herrschte mit harter Hand. Unter dem Primat rigider Regierbarkeit wurde die gesellschaftlich umfassend erdachte, jedoch politisch und personell sowie auch baulich-materiell letztendlich instabile Idee in Rumänien umgesetzt. Gleichschaltung und Optionslosigkeit sowie Mangel und Angst waren die Faktoren dieses Prozesses. Die allumfassende Anwesenheit des Staates war eine Form der Machtdemonstration, die allen und jeden Raum – ganz gleich, ob die eigene Wohnung, die Betriebskantine oder den Sportplatz – zum Herrschaftsort werden ließ, in dem die Standardisierung in erster Linie der Beherrschbarkeit, auch durch Überwachung, diente. Räume des Privaten und Eigenen als kleine Möglichkeiten des Widerstands, des Rückzugs und der Reflexion waren rar.

Dass das »Klima der Angst«²⁶ auf lange Sicht nicht genügte, zeigt die im Dezember 1989 losbrechende Revolution: Reglementierungen des alltäglichen Lebens, gerade durch infrastrukturelle Mängel wie etwa in der medizinischen Versorgung oder im Bildungszugang, schufen in Rumänien eine anhaltende Opposition. Sie richtete sich gegen das System und ganz besonders gegen den Diktator und seine Ehefrau, vertrat allerdings auch die Hoffnung auf ›bessere‹ Zeiten.²⁷ Der Sturz des Paares und seines Systems sollte diese ermöglichen.

Mit den 1990er-Jahren brach auch in Rumänien jedenfalls eine *andere* Zeit an: Neu gewonnene Freiheiten, wie etwa die Möglichkeit, die vormals vom Staat bezogene Wohnung zu erwerben und sie so zum Eigentum zu machen, verliehen der zunächst ungekannten Konjunktur des Privaten sowohl im sozialen wie im juristischen Sinne zusätzlichen Nachdruck. Diese Möglichkeiten blieben unter dem Eindruck der sozialen und politischen Transformation und ihrer neuen Krisen für einen Großteil der Bevölkerung lediglich Fernziele. So beschränkten sie sich zunächst auf ihren Nahraum: »Es ist, als ob die Millionen unterdrückten Privatsphären, jetzt, wo das möglich ist, den öffentlichen Raum zu erobern versuchen, um sich dann gleichzeitig hinter ihren geschlossenen Grenzen zu verschanzen,«²⁸ schreibt etwa der Architekt Ștefan Ghenciulescu (*1972) über Rumän:innen, die offenbar mit den veränderten Umständen zunächst zurechtkommen und darin ihren Platz finden

26 *Radu Clit*: La peur au quotidien. In: Adrian Neculau (Hg.): La vie quotidienne en Roumanie sous le communisme. Paris 2008, S. 49–61, hier S. 50.

27 Vgl. *Anneli Ute Gabanyi*: Die unvollendete Revolution. Rumänien zwischen Diktatur und Demokratie. München 1990.

28 *Ghenciulescu*, wie Anm. 10, S. 152.

mussten. Die anhaltende Transformation hin zur Liberalisierung schaffte bei weitem nicht nur Chancen, sondern ebenso Probleme wie plötzliche Arbeitslosigkeit und unkalkulierbare Inflation. Insbesondere die Umstellung auf die Marktwirtschaft hatte erhebliche Einwirkungen auf die Sozialstruktur und die darin ohnehin untergeordneten Gruppen: ›Der Markt‹ sorgte rasch dafür, dass vor allem Frauen aus ihren Berufstätigkeiten fielen oder in gering bezahlte Positionen gedrängt wurden. Dennoch wurde die wiederentdeckte Rolle der Hausfrau gerade nun attraktiv, stellte sie doch einen Gegenentwurf zur bis dato propagierten arbeiterlichen Gesellschaft²⁹ dar und versprach Ruhe und Ordnung: »Once again, a woman's place is said to be in the home [...]. After years of exhausting six-day work weeks [under socialism], plus the occasional Sunday given to ›patriotic work‹, many women are eager to return to the role of homemaker.«³⁰

Swetlana Alexijewitsch (*1948), die belarussische Autorin und Nobelpreisträgerin, sieht die Menschen der östlichen Blockstaaten von der neuen Normalität überwältigt: »Alle waren berauscht von der Freiheit, aber nicht bereit für die Freiheit.«³¹ Die Orientierungsgrößen fehlten und mussten sich im Hinblick auf Zugehörigkeit und Rollenbilder neu (er-)finden. Dieser Prozess ist dabei langanhaltend und kaum begrenzbar – er ist das ›Post-‹, das dem Begriff des Sozialismus bis heute anhängt, um die Vagheit der lokalen und globalen Entwicklungen zu beschreiben. Das Aufeinandertreffen des altbekannten Kollektivismus mit den aufkommenden, vielversprechenden Individualisierungstendenzen schuf unter dieser Vorsilbe neue Narrative und Wertigkeiten: Mit dem Ende des sozialistischen Systems erfuhr nicht nur die Freiheit, sondern damit einhergehend die Privatheit und mit ihr wiederum die Abschottung gegenüber dem ›Außen‹ ein bis dahin nicht gekanntes Hoch. Diese Freisetzung brachte ungekannte, mit den hohen Erwartungen an den Umschwung verbundene Dilemmata für die Einzelnen – aber auch *en gros*.

Forschungspraxis im und am Raum – Bukarest, Winter 2020

Städte sind soziale, gebaute und erfahrbare Räume, in denen sich Geschichte und Gesellschaft lesen lassen. Die Stadt ist ein Palimpsest diverser Epochen und ihrer Architekturen sowie damit einhergehender Lebensstilformationen. Der Wohnblock ist darin das architektonische Sinnbild der sozialistischen Moderne und steht so auch in Bukarest (Rumänien) paradigmatisch für die soziale Homogenisierung des Landes. Die pragmatische Bauform war »Teil [eines] Experiment[s], dessen Grundidee die Vielfalt verwarf zu-

29 Vgl. Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin 1999, S. 200.

30 *Bäban*, wie Anm. 24, S. 232 f.

31 Swetlana Alexijewitsch: Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus. München 2015, S. 13.



Abb. 1: Grau, aber keineswegs leblos: Bukarest-Berceni, das Umfeld der Feldstudie im Februar 2020, Quelle: J. Stöxen.

gunsten einer imaginären Gemeinschaft mit einer einheitlichen Kultur«.³² Mithilfe dieser baulichen Gestaltungsform sollten unter den Widrigkeiten der Planwirtschaft neue, sozialistische Menschen geschaffen werden.³³ Der Wohnblock, in dem ich im Januar und Februar 2020 für meine Masterarbeit in Bukarest-Berceni geforscht und auch gelebt habe, ist ein Beispiel für spät- und mittlerweile postsozialistische Ideengeschichte sowie alltägliche Lebenswelt.

In dem Zehngeschosser leben Familien, Paare und Alleinstehende jeden Alters. Fast alle von ihnen sind Eigentümer:innen dieser Wohnungen beziehungsweise stammen aus den Familien der Eigentümer:innen. Im Verlauf meiner Feldforschung zeigte sich, dass ein Großteil der Menschen höheren Alters zu denen gehört, die direkt nach dem Bau des Hauses im Jahr 1986 eingezogen sind. Unter den jüngeren Akteur:innen haben einige die Wohnung geerbt, andere wiederum haben sie später erworben. Das Haus ist als demographischer, aber ebenso sozialer Querschnitt »ein verkleinertes Modell der Gesellschaft«³⁴ und kann daher als Mikrokosmos verstanden werden, in dem sich die Geschichte des Hauses mit der seiner Bewohner:innen, ihren Erinnerungen, Alltagspraxen und Perspektiven im urbanen Raum verknüpft.

Übergänge und Zwischentöne im geteilten Raum

Der Blick in die Zwischenräume des Wohnblocks, also seiner Treppenhäuser und Flure, öffnet innerhalb des Wohnkontextes im Plattenbau den Blick für die Mehrdeutigkeit, die hier hinter der Fassade liegt. Am Beispiel des

32 Nikolov, wie Anm. 15, S. 40.

33 Vgl. Scarboro, wie Anm. 11, S. 90.

34 Nikolov, wie Anm. 15, S. 39.

Dazwischens lässt sich die Differenz von privat versus öffentlich durch die Analysekategorie Gender besonders ausleuchten: Die Flure und Treppenhäuser als »that strange no-man's-land, the space that belongs to everybody and to nobody but that creates discontent in both public and private existence«³⁵ sind nicht nur notwendige architektonische Elemente, sondern ebenso Bestandteil der gebauten Ideologie und des Soziallebens. Indem sie niemandem gehören und doch alle daran teilhaben, werden Fragen nach Verantwortungen und Bedürfnissen aufgeworfen, die sich nur in der Interaktion gestalten lassen. Die Ideologie ist hier mit dem Anspruch auf Vergemeinschaftung eingeschrieben worden.

Die Zwischenbereiche der Treppenhäuser und Flure sind semiprivate Gestaltungsräume im Rahmen des reglementierten Alltags. Besonders auf Frauen kann in diesem Rahmen ein tiefgreifender Blick gelenkt werden. Ihre spezifischen Erfahrungen lassen sich nicht unter den häufig als allgemein angenommenen, kulturell zugeschriebenen männlichen Blick subsumieren und sind somit nicht Teil der großen Geschichtsschreibung. Das Un-Verhältnis der hier binär repräsentierten Geschlechter setzt sich dabei räumlich fort.

Die Frage danach, welche Effekte die Vergemeinschaftung der Familie und ihre postsozialistische Transformation etwa im Rahmen des Wohnens auf das Frauenbild und Frauen als Individuen hatte und hat, kann dabei durch die Gespräche und Interviews sowie die teilnehmende Beobachtung im Rahmen meiner Feldforschung Perspektiven darauf eröffnen, welche Frauenbilder Kontingenz besitzen oder Umformungen erfahren.

Durch die Beleuchtung des Aspekts, wie Frauen in diesen alltäglichen Zwischenräumen agieren und ihrem Handeln Ausdruck verleihen, ist der Rahmen für eine Betrachtung eines Einzelfalls als Stellvertreter im Rollenhandeln von Generationen im (post-)sozialistischen Raum gesetzt. Die Perspektiven und Erfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen bilden in dieser Mikroform des gebauten Sozialismus persönliche Geschichten und gleichzeitig verbreitete Muster ab. Auch die Frage danach, welche Diskrepanzen hier zwischen Ideologie und Praxis bestehen, geben historisch und gegenwärtig Anlass, das Genderverhältnis nicht nur als Thema, sondern als methodische Vermittlungsebene von Transformation und dem Umgang damit unter den spezifischen Bedingungen des (Post-)Sozialismus zu fassen. Gender ist eine brennglasartige Perspektive auf Geschichte und Gegenwart, die neue Blickwinkel auf das Bekannte eröffnet und breite thematische Anschlusspunkte zulässt.

Ein Block – zwei Frauen

Im Verlauf meiner Feldforschung ist das Thema Gender als sozio-kulturelle Variable zusätzlich zu anderen sozialen Faktoren wie Alter und Herkunft

³⁵ *Boym*, wie Anm. 8, S. 141.

dazugekommen. Besonders mit Frauen jüngerer Alters sowie älteren der Großmüttergeneration waren Gespräche – oft buchstäblich zwischen Tür und Angel – sowie Interviews möglich. Dabei ließen sie durch ihre Erzählungen Einblicke in ihren Alltag zu und eröffneten mir auch persönliche, lebensweltliche Perspektiven auf die Geschichte des Sozialismus in Rumänien sowie die Gegenwart vor Ort.

Um einen Vergleich zweier, nicht unmittelbar miteinander verbundener Perspektiven herbeizuführen, bieten sich besonders die Gespräche mit Ilinca und Mariana³⁶ an, um die Selbst- und Fremdverortungen der Frauen in ihrem Wohnkontext, aber auch im Hinblick auf gesellschaftliche Aspekte wie Sicherheit und Konventionen beispielhaft in den Blick zu nehmen.

Ilinca, die mit ihrem Verlobten in der Wohnung ihrer Eltern lebt, ist 32 Jahre alt und arbeitet als Verkäuferin in einem Fachgeschäft für belgische Schokolade. Ihre verrenteten Eltern haben die Wohnung Anfang der 2000er-Jahre erworben, sie aber nun ihrer Tochter überlassen. Die junge Frau betont immer wieder, dass diese Situation recht komfortabel ist und sie die Sicherheit, die ihr das Eigentum ihrer Eltern bietet, sehr schätzt. Diese Stabilität sei für viele ihrer Generation ein besonderes Bedürfnis, sodass Besitz und damit einhergehende Zugehörigkeit zum Hauptanliegen werden. Dabei beginnt sie jedoch zaghaft, dieses Konzept zu hinterfragen:

»[...] wir haben, glaube ich, eine Illusion von Schutz vor ... wir fühlen uns sicherer, wenn wir unser Eigentum haben. Keine Ahnung, warum. Ich glaube, es ist eine Frage der Mentalität, vielleicht auch aus dem vergangenen kommunistischen Regime, etwas zu haben, das dir gehört. Tatsächlich ist das nicht sehr logisch, wie wir das machen, aber so funktioniert das hier.«³⁷

Während die Sicherheit in Ilincas Gegenwart das persönliche Vermögen sowie das Erbe ist, ist die ihr vorhergehende Generation noch mit anderen Werten aufgewachsen. Die 70 Jahre alte Mariana etwa, die seit 1968 in Bukarest lebt und als Großmutter vierer Enkel sehr viel Zeit im Wohnblock verbringt, um auf diese aufzupassen, hat im Jahr 1977 als junge Frau mit ihrem Mann und anderen gleichaltrigen Paaren zugeteilte Wohnungen in einem Block in der Nachbarschaft bezogen. Sie alle seien »jumi-juma«³⁸, »halb und halb« – damals neue Einwohner:innen Bukarests mit deutlich ländlichem Hintergrund und ähnlichem Erfahrungsschatz, die im Sozialismus zur Arbeit in die Hauptstadt gekommen seien und dann dort blieben. Die ähnliche Lebenssituation, ihr jugendliches Alter und die damalige Zeit, so erzählt sie, hätten zu

36 Alle Personen aus der Feldforschung im Januar und Februar 2020 wurden namentlich anonymisiert. Ihre Erzählungen betrifft dies jedoch nicht. Die Gespräche wurden auf Rumänisch geführt. Für die bessere Lesbarkeit gebe ich sie hier in eigener Übersetzung auf Deutsch wieder.

37 Interview mit Ilinca vom 19. 1. 2020 (Material liegt bei der Autorin).

38 Gedankenprotokoll aus Gespräch mit Mariana vom 1. 2. 2020 (Material liegt bei der Autorin).

einer ›Etagen-Nachbarschaft‹ geführt, die sich sehr an das annähert, was sie aus ihrer Kindheit und Jugend aus dem ländlichen Südrumänien gewohnt gewesen sei: Die Nachbarschaft als eine soziale Nahstruktur, die an die (heteronormative) Kernfamilie anknüpft. Nachbarschaftshilfe oder, dass Mariana noch heute den Schlüssel ihrer Nachbarin und andersherum habe, sei für sie selbstverständlich – kleine Gesten, wie sich um Haustiere zu kümmern oder die Blumen zu gießen, wenn die anderen Bewohner:innen unterwegs seien, stellten für sie Normalität dar. Selbst wenn sie anfangs willkürlich zusammengewürfelt wurden, die Wohnsituation sei für sie als junges Paar ein Glück gewesen. Die lang gehegten Netzwerke der Nachbarschaft bestünden im Verlauf des Lebens fort und schafften Verbundenheit, die sie bei den Jüngeren vermisse. Die ›Dorfmentalität‹, die Mariana an sich selbst feststellt, wenn sie etwa betont, wie wichtig eine funktionierende Nachbarschaft sei, gehe den jüngeren Bewohner:innen ab. Sie seien häufig bereits in der Stadt aufgewachsen, seien ›echte‹ Bukarester:innen und wiesen eine höhere Mobilität auf, die sich in einer Unverbindlichkeit gegenüber ihrem Wohnumfeld äußere. Die Festigung von Nachbarschaften brauche hingegen Vertrauen und Zeit – insbesondere letzteres habe doch heute niemand mehr.³⁹

Ohne dass sie moralisiert, klingt in dem Gespräch mit Mariana an, dass sie nostalgisch ist und ihrem früheren Leben nachtrauert, insbesondere ihrer Jugend. Dass diese in einem totalitären Regime stattgefunden hat, kommt dabei nur kurz in Bezug auf ihren zwangsläufigen Umzug in den Wohnblock zur Sprache. Ihre Sicherheit im jetzigen Alter ist vor allem die wertgeschätzte Sozialstruktur dort, in die sie Zeit und Mühe investiert.

Damit erfüllt Mariana ein Rollenbild, das sie als sich kümmernde Großmutter fortsetzt: Frauen als pflegende, empathische Wesen. Indes betont sie, dass sie ›eigentlich‹ ausgebildete Bürokräftin im Außenhandel gewesen sei, den Beruf aber nach 1989 nicht fortsetzen konnte, da die staatlichen Strukturen wegbrachen. In ihrem Wohnblock sei es vor 1989 Usus gewesen, dass sich die Frauen etagenweise die Reinigung der Flure und Treppenhäuser aufteilten. Die Zwischenräume hatten so einen bindenden, aber auch solidarisierenden Charakterzug. Die etagenweise Zuständigkeit sei erhalten geblieben, doch stellten Hausgemeinschaften nun verstärkt Putzkräfte an, die diese Aufgabe ›schwarz‹ erledigten. Die soziale Komponente der Reinigungsarbeit gehe so verloren. Mariana betont, dass bei ihnen eine rüstige Nachbarin die Rolle übernehme und dafür von den anderen etwas Geld erhalte. Eine andere Etage, teilt sie verständnislos mit, habe sogar eine Firma in Anspruch genommen, obwohl dort nur ›Hausfrauen‹ lebten. Dass diese nicht die Zeit fänden, ab und an den Hausflur zu reinigen, sei ihr ein Rätsel, zumal sich auf einer weiteren Etage sogar ein junger Mann mit dem Reinigen des Treppenhauses einen kleinen Nebenverdienst erwerbe, den er wohl gebrauchen könne. Anerkennend, aber auch mit leisem Spott dazwischen,

39 Vgl. ebd.

merkt Mariana an, dass er seine Sache doch ganz ordentlich mache⁴⁰ – für einen Mann ist diese Art der Arbeit in ihrer Denkweise offenbar nicht vorgesehen.

Rollenbilder treffen nicht nur Individuen, sondern ebenso Paarkonstellationen wie Ilinca und ihren Verlobten, die zum Zeitpunkt des Gesprächs ihre Hochzeit planen. In Rumänien, so benennt die junge Frau es, seien die Positionen diesbezüglich noch sehr traditionell, beinahe stereotyp: Ihr, die einen dunklen Bob trägt, würde man dauernd zu langen Haaren zureden, damit sie bei der Feier ein gutes Bild abgebe. Sie und ihr Partner schmunzelten darüber bloß. Dennoch stellt sie diese Tendenzen in einen historischen Erfahrungskontext und versucht so, die ihr auferlegten Rollenbilder zu ergründen: In ihren Augen ist dieser Hang zu feierlichen Momenten durchaus mit dem Kommunismus verknüpft, da in dieser Zeit so etwas nicht möglich gewesen sei. Pompöse Auftritte und »eine Grandezza in den Schlüsselmomenten des Lebens, die du nicht im Alltag hast«, seien heute Elemente der Distinktion, »und diese wird dann in Löckchen und ein schweres, unübertreffliches weißes Kleid übersetzt«⁴¹. Dieses Aufbauschen vermeintlicher Traditionen sei wichtig, um sich zu behaupten und würde vor allem von Frauen vorangetrieben. Traditionelle Rollenverteilungen seien in ihrer ausschließlichen Binariät und den sich daraus ergebenden heteronormativen Vorannahmen noch stark akzeptiert. Für sie als Paar äußere sich diese Verankerung in spezifisch-binären Mustern darin, dass sie staatlich subventioniert werden – nach der Heirat erhielten Paare bevorzugt Kredite, über die sie einen gehobenen Lebensstandard anstreben könnten. Wenngleich Ilinca und ihr Partner diese Option zu günstigen Konditionen ebenfalls wahrnehmen, belächelt die berufstätige Frau die Selbstverständlichkeit des Prozederes:

»[...] die Leute in unserem Alter haben folgenden Witz: Nicht viele Hochzeiten halten so lange an wie ein Kredit in Rumänien. Weißt du ... der Kredit bleibt, mit den Kindern und so weiter. So, die erste Hochzeit, der erste Kredit. Du heiratest, du nimmst einen Kredit auf, machst ein Kind – so in etwa ist das.«⁴²

Ihre Kritik betrifft offenbar nicht die Praxis der Kreditnahme als solche, sondern die scheinbare Normalität, mit der sich diese Abhängigkeit – ironischerweise als ein Synonym finanzieller, vorläufiger Sicherheit – fortsetzt.

In Ilincas Schilderungen und Bemerkungen klingt eine stärker individuelle, auf ihr Verständnis als Frau bezogene Perspektive auf Selbstbestimmung und -bewusstsein an. Sie spöttelt durchaus über die reproduzierten Bilder. Ihre Zugehörigkeit zur ersten Generation, die nach dem Staatssozialismus ihr ›Coming of Age‹ erlebt hat, drückt sich darin aus, dass sie die Dilemmata, die aus dem Zusammenspiel oktroyierter Rollenbilder und ihrer eigenen

40 Vgl. ebd.

41 Interview mit Ilinca, wie Anm. 37.

42 Ebd.

Wahrnehmung entstehen, zu vereinen versucht. Sie geht einen Mittelweg und versucht sich daran, die Differenz auszuhalten. In ihrem konkreten Fall bedeutet das: Sie nimmt den Kredit und behält die kurzen Haare. Das Leben nach dem Staatssozialismus ist weit uneindeutiger als es vielleicht medial vermittelt wird und gibt ihr die Freiräume ihres Handelns – jedoch in begrenzten Formen und Ausmaßen. Marianas Position ist hingegen stärker am als ordentlich wahrgenommenen, nachbarschaftlichen Leben ausgerichtet und weist somit einen unverkennbaren Gemeinschaftsbezug auf. Dieser bröckelt jedoch strukturell sowie demographisch bedingt und legt lange negierte Schief lagen frei: Mariana als Vertreterin der Generation, die den rumänischen Sozialismus als Jugendliche und Erwachsene aktiv erlebt hat, betont Arbeit und Gemeinschaft als womöglich erlernte Werte ihres Lebens bis ins Alter. Dabei ist ihre Herkunft ebenso wie die mit dem Alter gewachsene Erfahrung ihr Referenzpunkt. Entlang von Konventionen entstandene, starrer als geahnt verhaftete Rollenbilder haben den Sozialismus überdauert und bestehen hier, rhetorisch und materiell häufig subtil, fort. Sie wirken so noch auf die Frauen von heute, wie hier auch auf die jüngere Ilinca. Tradition und die Orientierung am Vertrauten stoßen in diesem Rahmen merklich mit Erwartungen im Hinblick auf die Eigenständigkeit und mit materiellen Vorstellungen aneinander. Stereotype des vermeintlich Weiblichen definieren dabei die Arenen, in denen Debatten um Frauen- und Mütterrollen spielen – und nicht nur von den Akteurinnen selbst, sondern von tonangebenden Stellvertreter:innen, wie der (Groß-)Müttergeneration oder den kreditgebenden Institutionen als Verlängerung politischer Ideen und Strategien, ausgefochten werden.

Ebenso sind die Flure und Treppenhäuser als Teile des Mikrokosmos Plattenbau mit seiner Querschnittswirkung Schauplätze dieser gesellschaftlichen Bruchlinien. Diese äußern sich hier unter anderem in der Aufmerksamkeit, die die Nachbarschaft, und darunter vor allem die Frauen, dem Raum zukommen lässt. Sie füllen ihn mit Dekorationen auf und geben ihm ihre Note. Besonders Grünpflanzen und (Trocken-)Blumen stehen dabei häufig vor den Wohnungstüren oder auf kleinen Schränkchen und Tischen. Mit diesen alltäglichen, im gemeinsamen Innenraum platzierten Objekten verlängert sich die Zone des Dazwischen: Der Flur wird ein kleines Stück weit angeeignet und personalisiert. Dabei betonen besonders ältere Frauen aus Marianas Generation, dass diese Pflanzen, die mittlerweile zur Gewohnheit geworden seien, ihnen anfangs ein heimatliches Gefühl gebracht haben und sie an die Gärten ihres früheren, ländlichen Zuhauses erinnerten.⁴³ Diese nostalgische Wirkung ist bei den Frauen in Ilincas Umfeld nicht vorhanden: Die Pflanzen und deren Pflege gehörten vielmehr zu dem Bild dazu, das man im Haus besser erwecke. Die Dekoration ist hier eine Konvention; ihr identifikatorischer Wohlfühlfaktor tritt gegenüber der (Selbst-)Verpflichtung, den Raum ›angemessen‹ zu befüllen und zu pflegen, zurück. Die Blumen und ihre Platzierung an den Wohnungsübergängen sind Zeichen einer generati-

43 Vgl. Gedankenprotokoll, Mariana, wie Anm. 38.



Abb. 2: Die Pflanzen der Nachbar:innen im Hausflur – ein Symbol für Hege und Pflege des Dazwischen, Quelle: J. Stöxen.

onsspezifisch unterschiedlichen Verpflichtung gegenüber gesellschaftlichen Formationen, die hier räumliche Artikulation finden. Daran gemessen, sind Emanzipation und Selbstständigkeit offenbar systemabhängige, wandelbare Topoi – und werden etwa durch Materialitäten wie Grünpflanzen und Hochzeitsfrisuren verraten.⁴⁴

Care-Arbeit und Raumkonzeption

Wenngleich die Flure und Treppenhäuser als »[c]ommon space [...] no man's land«⁴⁵ sind, also als geteilte Einheiten des Plattenbaus (zu) niemandem gehören, konstruieren Rollenbilder und ihre praktischen Ausformungen den Raum nachhaltig und machen ihn zu einer Sphäre von Distinktion und Kon-

44 Vgl. Jana Stöxen: Was Türen, Blumen und die Nachbarschaft so (nicht) erzählen. Ein Bukarester Plattenbau zwischen materiellem und ideellem Erbe des rumänischen Sozialismus. In: Valeska Bopp-Filimonov/Martin Jung (Hg.): Kaleidoskop Rumänien. Einblicke in die aktuelle Vielfalt des interdisziplinären Faches Rumänistik. Berlin 2022, S. 157–179, hier S. 165 f.

45 Karl Schlögel: Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt. Bonn 2018, S. 696.

trolle. So tritt die Care-Arbeit von Frauen unterschiedlichen Alters praktisch anhand von teilweise unentgeltlicher Reinigungsarbeit oder Dekoration und ideell durch Verantwortungsgefühl zutage. Konventionen entstehen dabei aus Erwartungshaltungen und verfestigen sich mit der Zeit, sodass sie als Normalitäten betrachtet werden.

Die Konzepte Haus und Heim – ursprünglich weiblich konnotierte Räume – sollten im Sozialismus zunächst zugunsten einer vergemeinschaftenden Ideologie aufgebrochen werden. Eine Emanzipationsleistung ging damit jedoch nur äußerst selektiv einher. Die Öffnung und Allgegenwart öffentlicher Räume galt zwar auch für Frauen, die bereits vorher geleisteten Aufgaben jedoch, die sich aus traditionellen Verständnissen von insbesondere der Mutterrolle ergeben, bestanden fort. »Our Soviet Woman is not only the housewife of the own hearth: she is the housewife of the entire nation«,⁴⁶ propagandierete etwa das sowjetische Rote Kreuz, dessen Position man auch auf das sozialistische Rumänien übertragen kann. Frauen sollten zugleich Parteisoldatinnen, Arbeitnehmerinnen, Mütter und Partnerinnen sein – auch hier fehlte ihnen Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. »Agency« als selbst gebildete Kapazität des konstruktiven Widerspruchs oder der Selbstorganisation wäre einer Opposition womöglich bereits nah gekommen. Die an die Mehrfachrolle der Frauen gestellten Erwartungen schufen unzählige Möglichkeiten der Bevormundung und Einsortierung, die schlussendlich, wie am Beispiel der rigiden Geburtenpolitik, vielfach in Zwang und Unterdrückung endeten. Wenngleich der Sozialismus durch Alphabetisierung und Ausbildung breite Bevölkerungsschichten in seinen Grenzen mündig machte und insbesondere wirtschaftliche und soziale Innovationen befeuern wollte, ist diese Form der staatlich autorisierten Mehrfachbelastung der »Mythbuster« des vermeintlich egalitären Systems. Die »subtile[n] Fesseln«⁴⁷ als soziale Annahmen in Form von Erwartungen und Zwängen banden den weiblichen Körper an seine biologischen Möglichkeiten. Sie blockierten die Chancen eines emanzipatorischen Regimes und verstärkten die tradierte Abhängigkeit. »Das andere Geschlecht« ist von außen innerhalb geschlechtsspezifisch interpretierter Konstruktionen verortet.⁴⁸ Die Sozialisation wurde dabei zum Machtinstrument und zeigt, dass es dem Sozialismus in dieser Form bis heute nicht geglückt ist, Faktoren wie Geschlecht oder Status aufzulösen. Nach wie vor erfahren Frauen »den Raum [– wie im Fall der dekorierten, zum Teil arbeitsteilig gereinigten Hausflure –] um sich herum als begrenzt und umschlossen« und leben so, »als entwürfe[n] sie wenigstens ein kleines Gebiet, auf dem sie als freies Subjekt existieren« können.⁴⁹ Dieser Raum muss erst

46 Victor Buchli: *An Archaeology of Socialism*. Oxford 1999, S. 81.

47 Martin Legros: Hannah Arendt – Jeder Mensch ein Neuanfang. In: *philosophie Magazin*, Sonderausgabe 13 (2019), S. 101–105, hier S. 103.

48 Vgl. *Octave Larmagnac-Matheron*: Man kommt nicht als Beauvoir zur Welt. In: *philosophie Magazin*, Sonderausgabe 13 (2019), S. 124–130, hier S. 126 f.

49 Iris Marion Young: Werfen wie ein Mädchen (zuerst 1980). In: Stephan Günzel (Hg.): *Texte zur Theorie des Raumes*. Stuttgart 2013, S. 411–420, hier S. 413 f.

definiert und geschaffen werden. Im Sozialismus findet er sich ironischerweise im Privaten – dem Rahmen, der einem traditionell geprägten Weltbild entspricht, – und in den Zwischensphären, die Frauen nun nach wie vor gestalten, um Raumproduktion auf kollektiven oder individuellen Impuls hin zu schaffen. Die Motivationen sind dabei an Dynamiken geknüpft, die sich parallel zum Sozialismus und seinem Nachleben entwickelt haben. Transformationsprozesse betreffen dabei nicht nur das immanent Politische, sondern jegliche, stets intersektionale Lebensbereiche des Alltags – ganz gleich, wie banal sie im Kontext eines Wohnblocks wie vieler anderer zunächst wirken mögen.

Frau-Sein im sozialen und gebauten Raum des Sozialismus und danach

Zwischen angestrebten Zielen sowie der dazu verordneten Propaganda und der sozialen Realität ergeben sich, insbesondere im rumänischen, vielfach pronatalistisch geprägten Fall, klaffende Lücken. Der Plattenbau als Mikrokosmos gibt dafür Anhaltspunkte, dass Kontrolle und Reglementierung eingeschriebene Maximen der Staatsführung waren und sich bis tief ins Private niederschlagen sollten. Wenn Mariana und Iinca erzählen, wird deutlich, dass zahlreiche der Anstrengungen des Regimes zwar nicht geglückt sind, jedoch durchaus Nachwirkungen zeigen: So verweisen sie beide belächelnd auf als traditionell angesehene Vorstellungen von Frauen, festigen dieses Rollenbild, insbesondere im Fall der älteren Mariana, zum Teil aber durch ihre Praktiken von Kontakterhalt in der Nachbarschaft oder den Zuständigkeiten im Haushalt. Das Soziale ist nicht von Traditionen, Konventionen und trennenden Kodierungen abzukapseln, vielmehr speist es sich aus ihnen und bildet so, wie an diesem Beispiel, kulturellen Facetten einer post-sozialistischen Gesellschaft aus. Es ist jedoch nicht allein das sozialistische Modell, räumlich hier hergestellt durch den Plattenbau, sondern vielmehr die allgemeine Verquickung der Lebensumstände darin, die Frauen vielfach bindet. Die vorgegebene Ideologie ist dabei ein Baustein sozialer Verortung. Für Frauen bedeutete das vielfach, »daß [sic!] die weibliche Existenz sich selbst als im Raum positioniert erfährt«⁵⁰ und so das Niemandsland zugleich eine Sphäre der Rollenaushandlung zwischen Männern und Frauen sowie Alt und Jung ist. Tendenzen wie die postkollektive Individualisierung eröffnen zwar theoretische Handlungsspielräume, aber ganz so neu wurden die Karten nicht gemischt. Entstandene Unsicherheiten provozieren stattdessen Rückzüge auf Bekanntes und das Private. Das Motiv der Sicherheit triumphiert in einer von sozialem Misstrauen geprägten Gesellschaft.

50 Ebd.

»Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben«

... so titelte Kristen Ghodsee⁵¹ mit ihrer Verbindung zwischen Sozialismus und Feminismus prominent. Ihr Titel folgt zugespitzt einer aktuellen emanzipatorischen Annahme, dass ökonomische Selbstständigkeit Selbstbewusstsein schaffe und somit die eigene Position gestärkt werde. Diese Idee bewegt sich in einem politisch-utopischen Modell, das, bei aller zeitlichen und ideologischen Differenz, in Teilen sowohl an Engels als auch an Wolfs eingangs erwähnten Positionen zur gesellschaftlichen Lage von Frauen ihrer Zeit anknüpft. In aktuellen kritischen Debatten um unter anderem Care-Arbeit, die Corona-Pandemie und ihre Folgen sowie um eine wieder rigider werdende Sexualmoral in neautoritären Staaten⁵² scheint diese Verknüpfung durchaus Gültigkeit zu besitzen: Systemwechsel tragen Verheißungen mit sich und versprechen großflächigen Wandel – in jedwede mögliche Richtung. Dass diesem der Faktor Mensch als vielleicht letzte, vielfach unkalkulierbare Komponente entgegensteht, konnte auch diese Mikrostudie zeigen. Insbesondere am Fall des rumänischen Sozialismus wird deutlich, dass ein augenscheinliches Patentrezept keineswegs Bekanntes und Erlerntes überformen kann und dass selbst die Bestrebungen einer vielfach gewaltvoll betriebenen Gleichschaltung langfristig nur geringe Resilienz aufweisen. Ausgiebige Belege für das Scheitern machtpolitisch pervertierter Ideale im Großen liefert die Geschichte des mittel- und osteuropäischen Raums zu Genüge. Gelingende Modelle von Solidarität und Reziprozität scheinen sich dabei vielfach auf Ebenen wie die der engen Nachbarschaft zu beschränken.

Die unterschätzte Eigendynamiken von Individuen, die sich in der staatlich verordneten Frauenrolle und ihrer Interpretation nachvollziehen lässt, eröffnet Gender als analytische Perspektiven auf Wandel.⁵³ ›Doing Gender‹ ist damit eine unter anderem sozialräumliche Praxis aus kommunikativen und performativen Elementen. Über sie lassen sich etwa in einem Bukarester Treppenhaus aus gesellschaftlich konstruierten – und auch oktroyierten – Erwartungen zu und an Frauen wie Mariana und Ilinca und deren eigenem Verständnis intersektionale Perspektiven auf postsozialistische Lebenswelten zusammenfügen. Die Transformation, ihre Ursachen und Folgen sowie ihre Materialitäten und weitere alltägliche Formationen des anhaltenden Prozesses wie etwa die Re-Traditionalisierung von Paarbeziehungen sind dabei dynamische Felder gesellschaftlicher Wirklichkeit im Nachleben des sozialistischen Systems. Durch den Faktor Geschlecht kann der Blick über das Treppenhaus hinaus geweitet werden: Es wird zu einem Verhandlungs-

51 *Kristen Ghodsee*: Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit. Berlin 2019.

52 Vgl. *Renata Mierkowska-Norkiene*: Die politisch-kulturelle Dimension der Frauenproteste in Polen. In: *Polen-Analysen* 267 (2020), S. 2–6.

53 Vgl. *Claudia Kraft*: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Die Rolle der Kategorie Geschlecht in den Demokratisierungsprozessen in Ost- und Westeuropa seit 1968. In: *L'homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 20 (2009), S. 13–30.

ort von Interaktion und mithin Transformation. Als Untersuchungsgegenstand schafft der Zwischen-Ort Treppenhaus dabei ein Verständnis der gegenderten und Asymmetrien bestärkenden Differenzen der Alltagswelt – im Sozialismus und danach.



Jana Stöxen, M. A.
Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft
Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg
jana.stoexen@gmx.de